

Seelsorge im Spital

Seelsorge ist Beziehungsarbeit



Bei einem Spitalaufenthalt tauchen Fragen auf zu Sinn von Leben, Krankheit und Sterben, die alleine schwer zu bewältigen sind. Hier können Spitalseelsorgende unabhängig von Religion, Konfession oder Lebensphilosophie Hand bieten.

In einer Gesellschaft, in der es viele Agnostiker, Atheisten, Kirchenferne und Angehörige anderer Religionen gibt, kommt der Spitalseelsorge eine besondere Bedeutung zu: Aufbau einer Beziehung zur Patientin, zum Patienten, und auf Wunsch enge Begleitung über eine kürzere oder längere Zeit. Oder bis zum Tod. Dabei ist die Religionszugehörigkeit meist sekundär. Vielmehr geht es darum, im Gespräch miteinander Ressourcen zu entdecken, neue Hoffnung zu schöpfen und eventuell zu spüren, dass wir nicht allein sind. Oder: im wörtlichen Sinn eine Hand zu halten, um eine ohnmächtige Situation gemeinsam auszuhalten.

Seelsorger als Coach

Ein Spitalaufenthalt ist eine fremdgesteuerte Angelegenheit: Ich habe zu akzeptieren, dass eine Diagnose auf sich warten lässt, die Hospitalisierung länger dauert als erwartet, eine lange Rehabili-

tation folgt, dauerhafte Schäden zurückbleiben oder keine Aussicht auf Heilung mehr besteht. Fragen und Gedanken über den Sinn des Lebens oder über Beziehungen tauchen auf. Plötzlich scheint nichts mehr so, wie es war. Zurück bleiben Angst, Ohnmacht, Verzweiflung und viele Fragen. Fragen, auf die auch eine Spitalseelsorgerin, ein Spitalseelsorger keine abschliessenden Antworten hat, dafür aber einen Erfahrungsschatz aus ihrem Berufsalltag, aus religiösen Traditionen und dem eigenen Leben, der je nach Situation ins Spiel gebracht werden kann. Als Pfarrerin oder Pfarrer sind sie mit den unterschiedlichsten religiös-spirituell-philosophischen Konzepten vertraut und können so den unterschiedlichsten Menschen begegnen. Denn spi-

rituell sind letztlich alle Menschen, ganz unabhängig von ihrer religiösen oder konfessionellen Zugehörigkeit.

Seelsorgende können auch Angehörige begleiten beim nahenden Tod eines lieben Menschen. Angehörige von schwer kranken oder sterbenden Menschen sind grossen Belastungen ausgesetzt. Die Vorstellung, ohne den geliebten Menschen weiterleben zu müssen, kann grosse Angst auslösen. Ebenso Angst machen kann aber auch der Kontakt mit dem Schwerkranken. Da hilft es, wenn jemand da ist, der die Sprachlosigkeit und die Gefühle der Ohnmacht, Hilflosigkeit und Verzweiflung versteht, sie beim Namen nennt, sie mitaushält – und dann behutsam versucht, wieder Gesten und Worte zu finden.

Angebot zur Begegnung

In erster Linie ist die Spitalseelsorge ein Begegnungsangebot. Spitalseelsorgende bieten ihre Dienste Patientinnen und Patienten, ihren Angehörigen und den Mitarbeitenden im Spital an – unabhängig von ihrer Religion, Konfession oder Lebensphilosophie. Spitalseelsorgende sind Pfarrerinnen und Pfarrer mit einer seelsorglichen/psychologischen Zusatzausbildung. Die Spitalseelsorge schöpft aus den Quellen der Tradition und ist offen für neue Formen und Wege existenzieller und spiritueller Lebensdeutung.

Siehe auch www.spitalseelsorge.ch unter Praxishilfen/Argumentarium

Kurzinterview mit Regula Riniker und Rolf Gerber

Vertrauen schaffen für Suchende

Regula Riniker und Rolf Gerber, wie sieht Ihre Arbeit als Spitalseelsorgerin, als Spitalseelsorger aus?

Regula Riniker: Ich bin vor allem in den Bereichen Medizin und Onkologie tätig. In der Palliativmedizin nehme ich an den wöchentlichen interprofessionellen Rapporten teil, an denen auch besprochen wird, wer welches Therapieangebot benötigt. Die Seelsorge ist eines dieser Therapieangebote.

Rolf Gerber: Das ist bei uns vergleichbar. Zuweilen wird man auch direkt angefragt. Das kann von Kollegen und Kolleginnen im Spital selber sein oder von Angehörigen, die für ihre kranken Liebsten eine Begegnung mit dem Pfarrer ermöglichen möchten. Oder eine für sich selber, wenn ihnen alles über den Kopf wächst und einzustürzen droht.

Sie sind täglich konfrontiert mit kranken, oft todkranken Menschen.

Wie reagieren Patientinnen auf Sie?

Regula Riniker: Ich bin erstaunt, dass unser Beruf, auch bei kirchenfernen Menschen, nach wie vor viel auslöst. Das können Reaktionen sein wie: Steht es schon so schlecht um mich, dass man mir die Pfarrerin schickt? Doch vor allem berührt es mich, wie Menschen mir dann mit grossem Vertrauen begegnen – und so manches aus ihrem Leben und Erleben anvertrauen.

Rolf Gerber: Ich mag mich an Situationen erinnern, als der Patient mich zuerst als Pfarrer ablehnte, sich aber im Gespräch von Mensch zu Mensch öffnen und erzählen konnte. Wir sind in erster Linie ja einfach Menschen mit ähnlichen Bedürfnissen, Ängsten und Sorgen.

Wie gehen kranke Menschen um mit ihrer Situation? Fühlen sie sich schuldig?

Regula Riniker: Dem begegne ich oft – übrigens nicht nur bei religiös geprägten Menschen. Da geht es um die Vorstellungen, dass Krankheiten konkret

ableitbare Ursachen hätten oder dass unsere Taten, je nachdem, Krankheiten als Strafe nach sich ziehen würden. Es erschüttert mich immer wieder, wie verbreitet solche und ähnliche Vorstellungen sind – und wie sehr Menschen darunter leiden.

Rolf Gerber: Das ist tief verankert und mag auch mit unserer christlichen Prägung zu tun haben, Krankheiten als (ungerechte) Bestrafungen anzusehen. Aber es gibt in der Bibel sehr wohl auch andere Geschichten, die aufzeigen, dass ein Blinder zum Beispiel keine Schuld trägt an seiner Blindheit. Es ist allein die Gebrechlichkeit des Menschen, die es zu akzeptieren gilt.

Wie handhaben Sie solche Momente?

Rolf Gerber: Die Menschen, mit denen ich Gespräche führe, sollen sich angenommen fühlen. Es soll ein Gefühl entstehen können, dass es okay ist, wie sie sind. Ich versuche eine Situation mit ihnen auszuhalten. Ohne Moral, ohne Urteil, ohne Wertung. Es geht darum, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, bei dem Suchende angenommen werden.

Regula Riniker: Da möchte ich möglichst Entlastung und Weite vermitteln.

Es ist mir wichtig, offene Fragen nicht mit vorschnellen Antworten zuzustopfen, sondern mitauszuhalten. Manchmal kann ich nichts anderes, als meine Hochachtung auszudrücken, wie Menschen ihre leidvolle Situation meistern.

Eine häufige Aussage ist: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Was sagen Sie dazu?

Rolf Gerber: Manchmal führt die Hoffnung in eine Sackgasse oder ist schlicht eine Illusion. Ist diese Hoffnung ohne Bezug zur Wirklichkeit, muss diese «sterben», um nicht in alte Denk- und Handlungsmuster zu verfallen. Nur so können eine neue Suche und eine neue Hoffnung beginnen. Der Humus des sterbenden Baumes wird zur Kraft für das Neue.

Regula Riniker: Es ist wichtig, über den Inhalt der Hoffnung zu sprechen. Die Hoffnungen wandeln sich auf einem Weg der Krankheit; das kann von der Hoffnung auf vollständige Genesung bis hin zur Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod gehen. Als Seelsorgende können wir diese Hoffnungen begleiten und, ähnlich einer Hebamme, dabei sein, wenn Neues entsteht.

Die Auskunftspersonen



Regula Riniker
Reformierte Pfarrerin
Spitalseelsorgerin Thun

Kontakt:

Spital STS AG, Spital Thun
Krankenhausstrasse 12, 3600 Thun
Tel. 058 636 21 31
regula.riniker@spitalstsag.ch



Rolf Gerber
Reformierter Pfarrer
Spitalseelsorger Interlaken

Kontakt:

Spitäler fmi AG, Spital Interlaken
Weissenaustrasse 27, 3800 Unterseen
Tel. 033 826 24 99
rolf.gerber@spitalfmi.ch